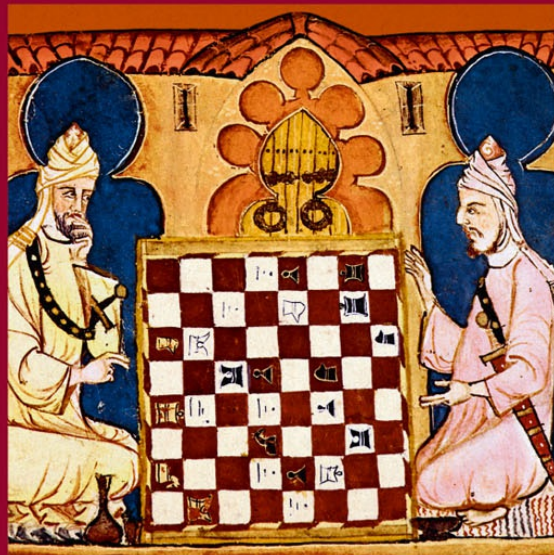


WISSEN

C.H.BECK

Christian Mann

SCHACH



Die Welt auf 64 Feldern

und 1954 behielt er seinen Titel jeweils durch 12:12-Unentschieden, 1957 und 1960 verlor er ihn, konnte ihn aber jeweils im Rückkampf zurückerobern. Bei der Vorbereitung der Rückkämpfe kamen seine analytischen Fähigkeiten besonders zum Tragen. Doch 1963 verlor er seinen Titel erneut, diesmal endgültig, da die FIDE das Rückkampfrecht inzwischen abgeschafft hatte. Bis 1970 spielte Botwinnik noch Turniere, zog sich dann aber vom aktiven Spielbetrieb zurück, um sich zwei anderen Projekten zu widmen. Das erste war die Entwicklung eines Schachcomputers, der nicht einfach alle möglichen Züge durchrechnen, sondern nur die sinnvollen in Betracht ziehen, also gleichsam eine Vorauswahl treffen sollte wie ein Mensch. Das zweite Projekt bestand im Aufbau einer Schachschule: Schachtalente aus der ganzen Sowjetunion versammelten sich unter seiner Ägide mehrfach im Jahr zu Lehrgängen, in denen die individuellen Stärken und Schwächen der Schüler herausgearbeitet wurden. Jeder von ihnen erhielt anschließend einen persönlich zugeschnittenen Lehrplan für die weitere Arbeit zu Hause. Aus der «Botwinnik-Schule», die nicht die einzige, aber die erfolgreichste Schachschule der Sowjetunion war, gingen mehrere Weltmeister hervor. Botwinnik, der sich als Schachspieler wie als Ingenieur im Dienst seines Landes sah und gute Kontakte zur Staatsführung besaß, leistete damit einen wesentlichen Beitrag zur imposanten Erfolgsbilanz der UdSSR im Schach: Ihre Mannschaft siegte regelmäßig bei Schacholympiaden, und mit der Ausnahme von Bobby Fischer hatten von 1948 bis 1993 sämtliche Weltmeister und sämtliche Herausforderer ihre schachliche Ausbildung in der Sowjetunion absolviert.

Neben der systematischen Nachwuchsförderung trugen auch andere Faktoren zu diesen Erfolgen bei. Zu nennen ist einmal die tiefe Verwurzelung des Schachspiels in der russischen Kultur: Viele führende Schriftsteller, allen voran Lew Tolstoi, waren leidenschaftliche Spieler und bauten schachliche Referenzen in ihre Werke ein. Berücksichtigt werden muss daneben der selbstverstärkende Effekt, der auch bei anderen Sportarten zu beobachten ist. Gibt es Landsleute in der Weltspitze, fungieren sie als Vorbilder für den Nachwuchs und steigern die Attraktivität einer Sportart. In der Sowjetunion gab es in den 1970er Jahren bis zu vier Millionen aktive Schachspieler – ein riesiges Potenzial, aus dem die Talentförderer schöpfen konnten. Und nicht zuletzt kam der Kalte Krieg dem Schach in der Sowjetunion zugute, denn das Spiel galt als eines derjenigen Konkurrenzfelder, auf denen die Überlegenheit des kommunistischen Systems bewiesen werden sollte. Die Spitzenspieler wurden entsprechend gefördert, sie erhielten ein festes Einkommen, hatten die Möglichkeit zu Auslandsreisen und wurden mit hohen Ehrungen und Auszeichnungen bedacht. Doch wegen ihrer Bedeutung für das System unterlagen sie andererseits auch einer strengen Beobachtung, und es entschied nicht nur die Spielstärke, sondern auch die politische Linientreue darüber, wer zu internationalen Turnieren reisen durfte. Dies darf jedoch nicht zur vereinfachten

Vorstellung führen, dass es sich bei den sowjetischen Spitzenspielern um «genormte Schachautomaten» gehandelt habe, vielmehr zeichnete sich das sowjetische Schach durch eine Vielfalt an Stilen und Persönlichkeiten aus. Wassili Wassiljewitsch Smyslow (1921–2010) aus Moskau, der Botwinnik für ein Jahr (1957/58) den Weltmeistertitel entreißen konnte, zeichnete sich vor allem durch sein Harmoniegefühl aus – er war auch ein ausgebildeter Bariton, der seine Stimme auf zahlreichen Schallplatten und in Konzerten erklingen ließ. Besonders im Endspiel kam diese Stärke zum Tragen, und sie erwies sich als sehr dauerhaft. Noch mit 62 Jahren erreichte Smyslow das Finale des Kandidatenturniers, und selbst zehn Jahre später nahm er an starken Großmeisterturnieren teil.

Eine solch lange Karriere war Michail Nechemjewitsch Tal (1936–1992) aus Riga nicht beschieden. Nach einer entbehrungsreichen Kindheit – er entstammte einer jüdischen Familie, die 1941 beim Vormarsch der deutschen Wehrmacht unter Verlust ihres Vermögens in den Ural geflohen war – stieg er mit Anfang 20 kometenhaft in die Weltspitze auf. 1957 und 1958 gewann er die Meisterschaft der UdSSR, eines der stärksten und härtesten Turniere des Schachjahres, und 1959 auch das Kandidatenturnier. Den anschließenden Weltmeisterschaftskampf gegen Botwinnik gewann er klar (12,5:8,5) und war mit 23 Jahren der bis dahin jüngste Weltmeister der Schachgeschichte. Tal war durch sein freundliches und bescheidenes Auftreten allseits beliebt, als Gegner am Schachbrett aber gefürchtet wie kein anderer Zeitgenosse. Sein Markenzeichen waren spekulative Opfer, die nicht direkt in einen gefährlichen Angriff mündeten, sondern eher langfristige Perspektiven eröffneten. In unklaren asymmetrischen Stellungen, in denen man sich schwer an Vorgängerpartien orientieren konnte, fühlte er sich am wohlsten. Von ihm stammt der selbstironische Ausspruch «Es gibt zwei Arten von Opfern: korrekte und meine», womit er auf den spekulativen Charakter seines Spiels hinwies. Allerdings konnten tiefe Analysen zeigen, dass Tals bisweilen bizarr anmutende Spielführung fast immer den Erfordernissen der Stellung entsprach. Eine lange Dominanz auf dem Weltmeisterthron, wie viele 1960 erwartet hatten, war Tal dennoch nicht beschieden, bereits ein Jahr später verlor er den Titel wieder im Rückkampf. In diesem Match und in der Folgezeit machten sich seine gesundheitlichen Probleme bemerkbar: Tal war nierenkrank, was sich durch seinen hohen Alkohol- und Tabakkonsum verschlimmerte. Seine Formschwankungen verhinderten, dass er sich noch einmal für einen Titelkampf qualifizierte, aber in guten Phasen feierte er weiterhin große Turnierfolge. So gewann er 1988, bereits schwer von seiner Krankheit gezeichnet, die erste offizielle Weltmeisterschaft im Blitzschach. Vier Jahre später erlag er seinem Nierenleiden.

Der Armenier Tigran Petrosjan (1929–1984) pflegte einen ganz anderen Stil: Er war der Meister des geduldigen Lavierens, des vorsichtigen Anhäufens kleinster

Vorteile. Aufgrund seiner vorsichtigen Spielanlage und seiner Verteidigungskunst verlor er nur sehr selten eine Partie, andererseits war seine Remisquote so hoch, dass er bei Rundenturnieren zumeist nicht ganz vorne landete. Doch in Matches kamen seine Fähigkeiten voll zur Geltung, und so gelang es ihm 1963, Botwinnik vom Thron zu stoßen. In der Schachwelt hat Petrosjan geringeren Eindruck hinterlassen als andere Weltmeister, aber in Armenien wurde er zum Volkshelden, wovon zahlreiche Straßennamen und Monumente zeugen. Ähnlich wie Euwe in Holland löste Petrosjan in seinem Land eine nachhaltige nationale Schacheuphorie aus.

Schach im Zeichen des Kalten Krieges: Spasski gegen Fischer 1972

Sein Nachfolger wurde Boris Wassiljewitsch Spasski (*1937 in Leningrad), dessen herausragendes Schachtalent früh erkannt worden war. Bereits als Kind bekam er einen Trainer und ein monatliches Stipendium gestellt, und noch als Teenager errang er erste nationale und internationale Erfolge. Schon in jungen Jahren war sein universeller Stil sichtbar, Spasski war in allen Partiephasen und in unterschiedlichen Stellungstypen gleichermaßen versiert. Bis zum Durchbruch an die Spitze vergingen jedoch noch einige Jahre: 1966 qualifizierte er sich erstmals in den Ausscheidungswettkämpfen für das Titelmatch, unterlag in diesem Petrosjan jedoch knapp (11,5:12,5). Drei Jahre später ging Spasski wieder siegreich aus dem Qualifikationsmarathon hervor, und diesmal konnte er auch Petrosjan schlagen (12,5:10,5). Seine Regentschaft auf dem Schachthron sollte jedoch nicht lange dauern, drei Jahre später unterlag er dem US-Amerikaner Bobby Fischer im legendären Match von Reykjavik. Neben der Stärke Fischers waren dafür zwei Gründe ausschlaggebend: Erstens neigte Spasski zur Faulheit. Die systematische Arbeit vieler Kollegen war ihm fremd, insbesondere die minutiöse Analyse von Eröffnungsfeinheiten; dies führte dazu, dass er häufig kritische Varianten mied und auf bescheidenere Eröffnungen auswich. Zweitens erhielt Spasski bei der Vorbereitung und während des Matches gegen Fischer zwar die Unterstützung starker sowjetischer Großmeister, doch die Rolle als Repräsentant der UdSSR behagte ihm nicht, da er den Kommunismus verachtete. Als Weltmeister und nach dem Verlust seines Titels geriet er mehrfach in Konflikt mit führenden Parteifunktionären, bis er 1976 nach Frankreich übersiedelte und bald darauf auch die französische Staatsbürgerschaft annahm. Seine Spielstärke war nach wie vor groß, auch wenn er, der sich selbst als «faulen russischen Bären» bezeichnete, in vielen seiner Partien frühzeitig Remis anbot. Die Gegner waren gut beraten, es anzunehmen, denn wenn er gereizt wurde, blieb der «Bär» in aller Regel siegreich.

Robert James Fischer (1943–2008) ist der berühmt-berüchtigte aller bisherigen

Weltmeister, er gilt bis heute als Paradebeispiel für das gängige Klischee eines Schachspielers «zwischen Genie und Wahnsinn». Aufgewachsen bei seiner alleinerziehenden Mutter, einer gebürtigen Schweizerin, die in der UdSSR studiert hatte, erlernte er Schach von seiner älteren Schwester und war bald besessen von dem Spiel. Mit 13 Jahren fiel er erstmals durch eine Glanzpartie auf, die noch heute ein Klassiker in Schachlehrbüchern ist, mit 14 gewann er erstmals das US-Championat, mit 15 erlangte er als bis dahin jüngster Spieler den Großmeistertitel. Fischer verließ die Schule, um sich ganz auf seine Schachkarriere zu konzentrieren, und lernte Russisch, um die reiche Schachliteratur in dieser Sprache lesen zu können. Beim Kandidatenturnier 1962 in Curaçao, das mit acht Teilnehmern in vier Durchgängen ausgespielt wurde, galt er als einer der Favoriten, landete jedoch hinter drei sowjetischen Großmeistern nur auf Platz vier. Fischer beschuldigte diese, untereinander einen «Nichtangriffspakt» geschlossen und jeweils Kurzremisen vereinbart zu haben, um Kräfte zu sparen, ein Vorwurf, der später bestätigt wurde. Als Konsequenz veränderte die FIDE den Qualifikationsmodus zur Ermittlung des Herausforderers und ersetzte das Rundenturnier durch K.-o.-Matches.

Auch in den folgenden Jahren kam Fischer einem Titelmatch nicht näher. Den folgenden der dreijährigen Qualifikationszyklen ließ er aus, beim übernächsten reiste er – in Führung liegend! – vom Interzonenturnier vorzeitig ab, weil er sich mit den Organisatoren überworfen hatte. Erst 1970 nahm er das Ziel Weltmeisterschaft konsequent in Angriff. Beim Interzonenturnier 1970 in Palma de Mallorca siegte er mit großem Vorsprung, und in den anschließenden Kandidatenwettkämpfen deklassierte er seine Gegner: Der sowjetische Großmeister Mark Taimanow wurde mit dem unglaublichen Ergebnis von 6:0 abgefertigt, und mit demselben vernichtenden Ergebnis schlug Fischer auch den sehr starken Dänen Bent Larsen. Das Kandidatenfinale gegen Petrosjan verlief zunächst ausgeglichen, nach fünf Partien stand es 2,5:2,5. Doch dann gelangen Fischer gegen den für seine Zähigkeit und seine Verteidigungskünste berühmten Armenier vier Siege in Folge, und er stand als Herausforderer Spasskis fest. Niemals zuvor oder danach hat ein Spieler eine WM-Qualifikation so dominiert wie Bobby Fischer. Seine Stärke beruhte vor allem auf höchst präziser Variantenberechnung und der kompromisslosen Konsequenz, mit der er seine strategischen Pläne am Brett verwirklichte.

Das Match zwischen Spasski und Fischer, das 1972 in Reykjavik ausgetragen wurde, erwartete die Schachwelt mit großer Spannung. Bisher hatte der Weltmeister den Herausforderer dominiert, von den bisherigen Partien hatte Spasski drei gewonnen und zwei remisiert, doch mit seinem Durchmarsch in den Kandidatenwettkämpfen hatte Fischer bewiesen, welcher gefährlicher Gegner er war. Dass der Wettkampf weltweit in den Schlagzeilen war und Schach einen

ungeheuren Popularitätsschub erlebte, lag allerdings auch an der politischen Brisanz. Zum ersten Mal seit dem Zweiten Weltkrieg war ein Weltmeisterschaftsmatch keine innersowjetische Angelegenheit, damit drohte die UdSSR den Titel zu verlieren, dessen Besitz für ihre politische Führung enorme Bedeutung besaß. Umso schlimmer war der Umstand, dass der Herausforderer ein US-Amerikaner und damit Angehöriger der konkurrierenden Supermacht war. Um Spasski zu helfen, wurde die geballte sowjetische Schachkompetenz mobilisiert: Führende Großmeister wurden aufgefordert, Fischers Partien genau unter die Lupe zu nehmen und Dossiers über dessen Stärken und Schwächen anzufertigen.

Doch fast wäre der Wettkampf zu Ende gewesen, bevor er überhaupt angefangen hatte. Fischer hatte sich schon früher vehement für höhere Preisgelder eingesetzt, was je nach Perspektive als Geldgier und Exzentrik oder als berechtigter Einsatz für die Rechte von Schachprofis betrachtet wurde. Auch beim WM-Kampf von 1972 sah er den Preisfonds als zu niedrig an, obwohl dieser mit 125.000 Dollar alle damals bekannten Dimensionen sprengte. Auch ein Anruf von Henry Kissinger, dem Nationalen Sicherheitsberater des US-Präsidenten, hatte ihn nicht umstimmen können, zum geplanten Wettkampfbeginn am 2. Juli war Fischer noch nicht einmal nach Island geflogen. Erst in letzter Minute rettete ein britischer Bankier das Match, indem er den Preisfonds verdoppelte. Fischer reiste nach Reykjavik, nach einigen diplomatischen Geplänkeln zwischen beiden Lagern konnte der Wettkampf am 11. Juli beginnen. In der ersten Partie brachte sich Fischer in einem ausgeglichenen Endspiel durch ein bizarres Läuferopfer in Schwierigkeiten und verlor. Anschließend beschwerte er sich über die Geräusche der im Turniersaal installierten Kameras und verlangte deren Demontage. Als dies nicht geschah, blieb er der zweiten Partie fern, Spasski ging damit 2:0 in Führung. Kurz vor Beginn der dritten Partie schlug Fischer vor, in einen Nebenraum auszuweichen. In dieser Situation – wie auch schon im Vorfeld – wäre es für Spasski ein Leichtes gewesen, den Titelkampf platzen zu lassen, und die sportpolitische Führung der UdSSR forderte dies von ihm. Doch Spasski setzte sich darüber hinweg und nahm Fischers Vorschlag an; ganz fairer Sportsmann, wollte er seinen Titel am Brett und nicht am grünen Tisch verteidigen. Ungeachtet aller politischen Nervosität im Umfeld und Fischers bisweilen exzentrischen Auftretens war das Verhältnis der beiden Koryphäen von Fairness und wechselseitigem Respekt geprägt.

Allerdings konnte Spasski seine Stärken in Reykjavik nicht voll zur Geltung bringen. Die dritte Partie spielte er äußerst schwach und verlor chancenlos, obwohl er Weiß hatte. Damit ging die psychologische Initiative auf Fischer über und mit Siegen in der fünften und sechsten Partie auch die Führung im Match. Von sowjetischer Seite wurde ein Nebenkriegsschauplatz eröffnet, indem der Grund für Spasskis Schwäche in einer geheimnisvollen Strahlung vermutet wurde,